

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

N^o 310.

(VII. Jahrgang.)

D i e n s t a g , d e n 27. D e c e m b e r .

1836.

D a s H a l s b a n d .

(Fortsetzung.)

Am 15. August wurde der Cardinal, als er bereits seinen geistlichen Ornat angelegt hatte, um Mittagszeit in das Cabinet des Königs gerufen, wo sich auch die Königin befand.

»Haben Sie von Böhmer Diamanten gekauft?« fragte ihn der König.

»Ja, Ew. Majestät.«

»Was haben Sie damit gemacht?«

»Ich glaubte, daß sie der Königin eingehändigt worden wären.«

»Wer hat Ihnen den Auftrag dazu gegeben?«

»Eine Dame, die Frau Gräfin von Lamotte-Valois, die mir einen Brief von der Königin vorzeigte, und ich glaubte, Ihrer Majestät mich dadurch zu empfehlen, wenn ich diesen Auftrag übernehme.«

»Aber, wie konnten Sie glauben, Herr Cardinal,« unterbrach ihn die Königin, »Sie, mit dem ich seit Ihrer Rückkehr von Wien kein Wort gesprochen habe, daß ich Sie gerade zur Leitung dieser Unterhandlung wählen würde und noch dazu durch die Vermittlung einer solchen Frau?«

»Ich sehe wohl,« erwiderte der Cardinal, »daß ich schrecklich getäuscht worden bin. Ich werde das Halsband bezahlen. Das Verlangen, das ich hatte, Ew. Majestät zu gefallen, hat mir die Augen verblendet; ich sah keinen Betrug dahinter und es ist mir höchst unangenehm.«

Nach diesen Worten zog er ein Portefeuille aus der Tasche, worin sich der Brief der Königin an Frau Lamotte hinsichtlich dieses Auftrages befand. Der König las ihn und sagte dann: »das ist weder die Handschrift der Königin noch ihre Unterschrift. Wie konnte ein Prinz aus dem Hause Rohan und ein Großalmosenier von Frankreich glauben, daß die Königin sich »Marie Antoinette von Frankreich« unterzeichne? Jeder weiß ja, daß

die Königinnen bloß ihren Taufnamen unterschreiben! Aber, Herr Cardinal,« fuhr der König fort, indem er ihm die Abschrift seines Briefes an Böhmer zeigte, »haben Sie jemals einen Brief, wie dieser hier, geschrieben?«

Der Cardinal durchsah ihn mit den Augen und sagte dann:

»Ich erinnere mich nicht, ihn geschrieben zu haben.«

»Und wenn man Ihnen nun das Original mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift zeigte?«

»Wenn der Brief von mir unterzeichnet ist, so ist er ächt.«

»Erklären Sie mir nun,« fuhr der König fort, »dieses ganze Räthsel. Ich mag Sie nicht für schuldig erkennen, ich verlange Ihre Rechtfertigung. Erklären Sie mir, was bedeuten diese bei Böhmer gethanen Schritte, diese Versicherungen, diese Handbills?«

Der Cardinal erblaßte augenscheinlich und erwiderte dann, indem er sich an die Tafel lehnte: »Ew. Majestät, ich bin zu sehr verwirrt, um Ihnen jetzt antworten zu können.«

»Treten Sie hier in mein Cabinet und besinnen Sie sich; Sie werden da Papier, Feder und Dinte finden, schreiben Sie da auf, was Sie mir zu sagen haben.«

Der Cardinal befolgte diesen Vorschlag des Königs. Nach einer Viertelstunde kam er mit einer Schrift zurück, welche eben so unklar war, als seine mündlichen Antworten. Der König sagte hierauf: »Sie können jetzt gehen, Herr Cardinal.« Dieser entfernte sich aus dem Zimmer des Königs mit dem Baron von Breteuil, der ihn durch einen Unterleutnant der Leibgarde verhaften ließ, mit dem Befehl, ihn bis in sein Zimmer zu bringen. Hier nahm ihn der Adjutant des Garderegiments, Herr von Agoult, in Empfang, führte ihn nach seinem Hotel und von da nach der Bastille.

Den Schleier dieser Intrigue hat der Abbé Goorget, welcher sich im Besitz der Papiere des Cardinals befand, gelüftet.

Zu den Vertrauten des Cardinals gehörte auch der Baron von Planta, indem er Agent bei Cagliostro und der Frau von Lamotte war. Die Letztere wußte, daß der Königin das Halsband sehr gefiel; sie hatte ferner Gelegenheit gehabt, desselbe zu sehen und der Juwelier Wöhmer hatte ihr nicht verhehlt, daß er wegen dieses Juwels, das für den Handel ein todt's Capital geworden, sehr in Verlegenheit sey, daß er beim Einkauf desselben auf einen Verkauf an die Königin gerechnet habe; daß er endlich demjenigen, der ihm zum Verkauf desselben verhelfen könne, ein ansehnliches Geschenk machen werde.

Frau von Lamotte hatte bereits an der Leichtgläubigkeit Sr. Eminenz ihr Talent versucht; jetzt faßte sie ferner den Plan, sich das Halsband und das versprochene Geschenk zugleich zu verschaffen; es gelang ihr, den Cardinal zu überreden, daß die Königin sich dieses Halsband sehr wünsche und es ohne Vorwissen des Königs kaufen wolle, um es dann allmählig von ihren Ersparnissen zu bezahlen; sie wünsche dem Großalmosenier einen besondern Beweis von Wohlwollen zu geben, und zwar durch den Auftrag, diesen Kauf in ihrem Namen abzuschließen; er werde zu diesem Zweck eine schriftliche, von ihr unterzeichnete Vollmacht erhalten, die er erst, nachdem er bezahlt seyn würde, wieder zurückgeben dürfe; er solle sich mit dem Juwelier so setzen, daß von dem ersten Zahlungstermine an, der am 30. Juli 1785 statt finden solle, alles Uebrige in dreimonatlichen Terminen abbezahlt werden könne; daß in diesem Contract durchaus nicht der Name der Königin, sondern bloß der des Cardinals genannt werden solle und daß die geheime Vollmacht, »Marie Antoinette von Frankreich« unterzeichnet, eine hinlängliche Sicherheit für ihn sey.

(Fortsetzung folgt.)

Episoden aus Diana.

(Dichtung und Wahrheit von F. E. Christen.)

(Schluß.)

II. Diana.

Und werther ist die Jungfrau
Mir, als vor alter Zeit
Ein Jüngling irgend liebte,
Und um die Braut gefreit:
Und nimmer macht Vereiningung
Mit ihr mein Leben froh;
Sie wird sich mir verweigern —
Und das, das quält mich so!
Stirnsfahrt.

Jetzt schwang der Verfolgte sich mit einem kühnen Sprunge zum Balcon hinauf, und verschwand hinter dessen Brüstung. Der Balcon war nur durch eine Glas-thüre, die überdies geöffnet war, von einem eleganten Zimmer geschieden. In diesem Zimmer saß eine junge Dame, das Auge auf ein Papier geheftet, in dessen Betrachtung

sie so versunken schien, daß sie so wenig das Geräusch, welches der Jüngling verursachte, als die Stimmen seiner Verfolger vernahm.

Friedrich wollte ihr seine Nähe kund thun, aber er war wie festgebannt, denn noch nie hatte ihn der Anblick eines Weibes mit so sonderbaren Gefühlen erfüllt. Ihre Augen — ha! Ich würde thöricht handeln, wenn ich versuchen wollte, dieses Weib mit der Feder zu beschreiben; nicht der größte Maler würde vermögen, sie mit seinen Farben auf die Leinwand hinzuzaubern. Er würde nicht im Stande seyn, das sanfte Leuchten ihrer Augen, die zart geröthete Wange mit den tausend Grübchen, die sanfte Rundung der schwellenden Lippen auszudrücken. — Schön muß die Erde gewesen seyn am Schöpfungsmorgen, wo der Himmel noch ruhte am Busen der Erde, wo Alles stille und einsam war, wo Alles die größte Ruhe athmete, wo über die sanften Hügel, über die blumigen Thäler, über die schlummernde See die Sonne ihr Lichtmeer ergoß; schön muß die Erde damals gewesen seyn; schöner war dieses Weib. — Zart und sanft scheint die Holde, und dennoch herrscht sie mit unübersehblicher Kraft. Wer in ihre Nähe kommt, ist verloren, als wäre er gefallen in die Rege der Sirenen. Seine Kraft ist dahin, sein fester Wille ist verloren, und er versinkt in ein träumerisches Sinnen. Für nichts mehr hat er Augen, die Welt ist für ihn todt; denn sie — sie ist seine Welt, sie erfüllt sein ganzes Herz, sie umfängt ihn mit der Allmacht ihrer Reize, in ihr lebt und webt er. — Und doch ist sie keine Sirene. Sie ist anspruchslos und bescheiden, sie kennt nicht die Gewalt, die sie ausübt über alle Geister, sie kennt ihre Reize nicht, denn sie ist ein vollkommenes Weib.

O, dürfte ich noch einmal zu Ihr! Dürfte ich weilen in ihrer Nähe; dürfte ich blicken in ihre Sternenaugen, die so sanft und freundlich strahlen! — Dürfte ich noch einmal hinfinken zu ihren Füßen, und meine glühenden Lippen drücken auf ihre zarten Händchen! Dürfte ich noch einmal sie pressen an meine Brust, und Befeligung saugen aus den Rosenknospen ihres Mundes, Ha! dann — dann wollte ich gern sterben, dann wollte ich gern hinabsteigen in des Grabes kühlen Schooß; denn ich hätte ja noch einmal empfunden die höchste Erdenwonne. Dieses Weib hätte mich zu Allem machen können; ich war ein Werkzeug in ihren Händen, und sie konnte mich leiten durch einen Hauch ihres Mundes. Darfuß hätte ich die Erde durchpilgert, um die kleinste ihrer Launen zu befriedigen; ihrem Wunsche zu genügen, hätte ich mich versenkt in die tiefsten Bergwerke, oder hätte erklommen die unersteiglichen Faden des Himalaya. — Doch warum klage ich? — Hat sie mich nicht geliebt? — Liebt sie mich nicht mehr? — Ha, dann müßten ihre Schwüre ja lügen, dann müßte ihre Seele ja schwarz und finster seyn, wie die Höhlen des Abgrundes; und doch ist sie rein und klar, wie das strahlende Himmelslicht. — Mein würde sie seyn! Mein für immer, doch das Schicksal! — mein fluchwürdiges Schicksal!

So dachte Friedrich — Nein! So denkt er jetzt. Ich weiß es aus sicherer Quelle; ich weiß es von ihm selbst, und ich bin stolz darauf; denn keine lebende Seele kennt diesen Friedrich, Keiner hat ihn gesehen, und doch wandelt er unter den Menschen umher; Keiner kennt ihn, als Diana, jenes Weib, von dem ich sprach. — Aber mir hat er in nächtlicher Stille sein Herz geöffnet, mir hat er die Schmerzen seiner Seele offenbart, mir hat er die tiefen Wunden gezeigt, die ihm geschlagen die sanfte und so grausame Hand der Liebe. — Abends ist er fröhlich und munter, aber die nächtlichen Stunden rauschen ihm schwer und langsam vorüber, und traurig seufzt er den Morgen herbei, damit das Geräusch des Tages seine trüben Gedanken zerstreue. — Doch was schreibe ich! — Was fragen meine Leser nach den Sorgen und Qualen eines Menschen, den sie nie gekannt; dürfte ich doch nicht einmal hoffen, Theilnahme zu finden, wenn ich meine eigenen Leiden beschreibe.

III. Das Meer.

Lange schon hatte Friedrich unbeweglich dageessen. Die schäumenden Wogen benehten seine Füße, und der Schaum, den der Sturm von den Wellen entführte, bedeckte seine Kleider und hatte sie durchnäßt. Aber der Jüngling achtete nicht darauf, denn mannichfache Gedanken bestürmten ihn; endlich machte er den Gefühlen, die seine Seele durchkreuzten, in abgerissenen Sätzen Luft, die wie zur Verständlichkeit, wenigstens etwas, mit einander verbinden wollen.

»Auch ihr, ihr Wogen,« rief er, »bekämpft euch und stürmt zornig auf einander, als wolltet ihr euch vernichten. Was zwingt denn euch, so gewaltsam gegen einander zu verfahren? Hat der unermessliche Ocean nicht Raum für euch, daß ihr ruhig und friedlich neben einander einherwandern könnt? — Zwar zürnen auch die Menschen einander, und hassen sich und feinden sich an auf jegliche Weise; aber sie haben Grund dazu, denn der Stärkere kränkt den Schwachen und beleidigt ihn, und darum erhebt sich dieser gegen seinen Peiniger; denn selbst der schwache Wurm stäubt sich gegen seinen Unterdrücker. — Aber ihr, ihr Wellen, warum müßt auch ihr euch

zürnen? — Habe ich euch doch so oft belauscht, wenn ihr im warmen Sonnenstrahle am blumigten Ufer spieltet, wenn ihr bald heranschleicht, um die blühenden Kräuter neckisch zu bespülen, und dann, schwachhaft murrend, entflohet, um eben so unbemerkt wiederzukommen und eure kindischen Neckereien zu wiederholen; habe ich doch gesehen, wie ihr im ausgelassenen Muthwillen umherspranget und mit einander scherzet, und euch erzähltet, in mir unverständlicher Sprache, alte, geheimnißvolle Geschichten; tiefe, tiefe Geheimnisse, die verborgen liegen auf dem Grunde der See, zwischen riesigen Meerpflanzen, die ihre ungeheuren Blumenkelche niemals dem Tageslichte öffnen. Habe ich euch doch gesehen, ihr Wogen, in kindlicher Eintracht; warum zürnet ihr denn jetzt so auf einander. — Ihr klagt und weinet und ächzt, und sprecht zu mir in der Sprache des Schmerzes. — O, ich verstehe euch! ich verstehe diese Sprache des Grams! ich weiß ihn zu würdigen euren Schmerz; ich weiß, daß euer Zürnen ein heiliges, gerechtes, und will euch wünschen, daß es gekrönt seyn möge mit Sieg. Ich erkenne meinen Irrthum, ihr erhabenen Götzen; ich erkenne, daß ihr nicht auf einander zürnet, sondern, daß ihr im wilden Kampfe raset gegen eure Unterdrücker, gegen die Winde. Sie haben euch mit Füßen getreten, und ihr seyd aufgebraust gegen sie im wilden Borne. Ich achte euch darum, aber ich beklage euch, denn nimmer werdet ihr den Sieg erringen; denn nur, wenn ihr kalt und rauh werdet, wenn ihr eure angeborenen Tugenden verleugnet, wenn ihr verworfen werdet, und schlecht und böshaft, dann nur könnt ihr den Sieg erringen. Falsch und hinterlistig müßt ihr werden, wie eure Zwingherren; dann erst könnt ihr sie zu Boden treten, wie sie es früher gethan an euch. — O, ihr seyd zu gut, ihr kennt sie nicht die Arglist eurer Quäler. — Euer Grimm wird sie mit Schrecken erfüllen, und sie werden lösen jene Ketten, mit denen sie euch umschlangen; wenn sie aber gesehen, daß ihr gutmüthig die Waffen abgelegt, daß ihr euch wieder zur Ruhe begeben, so werden sie die Ketten fester um euch zusammenziehen, und euch ärger bedrücken als zuvor; sie werden eine solche Macht gegen euch aufbieten, daß es euch unmöglich seyn wird, euch auf's Neue zu empören. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, Ende November 1836.

(Schluß.)

Auch hier ist jetzt die Cholera fast das alleinige Tagesgespräch. So weit dieser ungeliebte Gast auch noch von uns entfernt ist, so sehr setzt er doch schon ängstliche Gemüther in Bessergniß. Dieser Tage haben Wöthwillige sogar schon ausgebreitet, die Krankheit sey in einer nachbarten Stadt ausgebrochen, während daselbst die beste Gesundheit herrscht. Unser geehrter Bürgermeister schloß sich veranlaßt, diesem Gerüchte in dem Wochenblatte zu widersprechen, und einiges Wohlmeinende in Bezug auf diese Krankheit den Bürgern zu sagen, was

sehr zeitgemäß war. Ich hebe Ihnen eine Stelle aus dieser einsichtsvollen Bekanntmachung heraus, die zugleich Zeugniß geben kann von den trefflichen Anstalten, die hier getroffen werden sollen, wenn wirklich eine Gefahr des Ausbruchs der Krankheit vorhanden seyn wird. „Noch ist (äußert dieser würdige Vorstand) Gelegenheit zur Arbeit und keine Noth vorhanden. Sollte es an Arbeit fehlen, so wird die Behörde nicht verfehlen, die wirklich bedürftige Classe mit nahrhafter Suppe und Heizungsmittel zu unterstützen, so wie den ärmern Kranken jede mögliche Hilfe zu leisten. Es lasse sich demnach vor allem Niemand unnütz beunruhigen, denn das beste und einfachste Vorbeugungs-

mittel scheint in der ruhigen Fortsetzung der gewöhnlichen Lebensweise zu liegen, worunter ich aber eine regelmäßige Versuche. Es ist ja so leicht, Diätfehler zu vermeiden, oder wenn welche sich ergeben, sogleich einen Arzt zu Rathe zu ziehen, bevor das verheimlichte Uebel zunimmt. Die Furcht hat noch keinen Feind besiegt, sie ist jedenfalls kein Vorbeugungsmittel. Die Vieckademänner von 1814 (dieserigen, welche die furchterliche Nervenfieber-Epidemie jener Zeit sahen) sind zwar nicht mehr Alle, aber doch noch zahlreich genug vorhanden, um der jüngern Generation vollgiltig Zeugniß abzulegen, daß damals nicht die Furcht, wohl aber die gute Laune, welche die moralische Kraft steigert, und der wahre Muth, das heißt Vertrauen auf Den, ohne dessen Zulassung dem Menschen kein Haar auf dem Kopfe gekrümmt wird, dem epidemischen Feinde Respekt einflößten.“ Wirklich hat diese Bekanntmachung Vieles von der Besorgniß entfernt, und die Leute zur Ueberzeugung gebracht, daß es vor der Hand das Beste sey, einfach und mäßig zu leben, die strengste Keuschheit sich zur Pflicht zu machen, Erkältungen so viel als möglich zu vermeiden, und vor Allem heiter und ohne Furcht zu seyn. Den Armen hat unsere musterhafte Armenpflege ihre wohlthätigen Schleusen geöffnet, den verschämten Armen wird Hilfe auf eine Weise geleistet, die für ihr Gefühl nichts Beleidigendes hat; den Reichen aber möge die Sorgsamkeit der Behörde und die Gewissenhaftigkeit unserer Aerzte den Trost gewähren, daß dem etwaigen Ausbruche der Krankheit durch vollständige Anstalten rasch und schnell ein Ziel gesetzt werden wird.

Der Affisenhof für die Provinz Rheinhessen hat so eben das vierte Quartal der Affisen-Verhandlungen eröffnet. Die Gerichtsfälle, die vorliegen, sind diesmal im Ganzen von keiner Bedeutung, und darum ist auch der Affisen-Saal nicht so sehr von Leuten überfüllt, wie man das bei bedeutenden Sachen gewöhnlich wahrnimmt. Bei solchen bedeutenden Fällen kann man Landleute aus der ganzen Umgegend im Saale finden, die mit gespanntester Sorgfalt die Verhandlungen anhören. Sie haben dadurch sich eine solche Gewandtheit des Urtheils erworben, daß sie oft lange vor dem Schlusse der Verhandlungen vorausbestimmen, ob die Affisen ein Schuldig oder ein Unschuldig aussprechen werden. Das hat seine gute und seine schlimme Seite; aber im Ganzen geht doch aus der Deffentlichkeit dieser Criminal-Verhandlungen mehr Gutes als Schlimmes hervor. — Der einzige wichtige Fall, der bei den diesmahligen Verhandlungen vorgekommen ist, ist die Tödtung eines Juden von Seiten eines armen Landmanns durch einen Steinwurf, aus Veranlassung einer Beinträchtigung in Handelsangelegenheiten von Seiten des Juden. Im Ganzen betraf die vorgelegte Beinträchtigung eine solche Kleinigkeit, daß man nicht glauben sollte, sie habe ein Menschenleben kosten können, und eine ganze Familie in's Unglück stürzen können! Die That zog dem Landmanne nur eine correctionelle Strafe zu, nicht sowohl darum, weil etwa der Mörder seine That nicht eingestanden habe, sondern darum, weil es erwiesen ist, daß er allerdings von dem Juden gereizt wurde. Soviel kann man von den Affisengerichteten mit Wahrheit sagen, sie sprechen weit eher einen

Schuldigen frei, als daß sie einen Unschuldigen verdammen, eine Tugend dieses Instituts, die ich demselben sehr hoch anrechne! Daß in der letzten Zeit schwere Affisensfälle seltner vorkommen, als früher, mag uns mit Freude erfüllen, wie uns die Vergiftungsgeschichten und Mordthaten, die im vorigen Jahre vorgekommen, mit wahrhafter Wehmuth erfüllen! Wir glauben nicht, daß Todesstrafen den Verworfenen vor Verbrechen abschrecken; aber die Hinrichtungen, welche an den berüchtigten Vergiftern im vorigen Jahre vollzogen wurden, müssen selbst von dem Feinde der Todesstrafe als heilsam anerkannt werden, da jene Geschichten wirklich alles bessere Gefühl empörten! —

Den Schluß dieses Berichts möge ein Wort über den diesmahligen Weinherbst machen. Die Weinbauern am Rheine sind diesmal arg getäuscht worden! Es war in diesem Sommer einige Monate so warm, daß man wirklich einen guten Wein zu erwarten berechtigt war. Zwar hatte im Frühjahr der Frost Manches an der Weinblüthe verderben, aber man dachte, das könne nur der Quantität und nicht der Qualität des jungen Weines schaden. Das Unheil kam aber aus anderer Quelle! Die Nächte waren meist kühl, und die Tage trocken, der Weinstock entbehrte dadurch des Thaues, der ihm bei mangelndem Regen oft so gut zu statten kommt; der Spätsommer brachte immer noch keinen Regen, wohl aber Kühle, wodurch die Trauben nicht zur gehörigen Reife kommen konnten; endlich kam der Regen, aber er kam zu spät, und nützte nur, die Fäulniß der Trauben zu fördern! Unter diesen Umständen ging man zur Ernte, aber die Ernte war schlecht! Die gesammelten Trauben entbehrten des rechten Maßes an Zuckerstoff, und sind dabei größtentheils faul, der Most ist fade, und der Wein von 1836 mit einem Worte ein erbärmliches Erzeugniß, der nur dazu dienen kann, den guten Wein von früheren Jahrgängen damit zu verderben; denn ganz unbenutzt werden ihn wohl die Leute nicht liegen lassen! Der arme Winger ist zu beklagen; seine Arbeit ist außerordentlich, und wenn ihm nicht einmal der Lohn für diese Arbeit wird, so ist er doppelt übel daran! Es ist ein Stück, daß die übrigen Felderzeugnisse gerathen sind; wäre das nicht, so würde es ihm selbst an den nöthigsten Bedürfnissen im kommenden Winter gebrechen! Der reichere Weinbauer ist weit weniger wegen der schlechten Ernte zu beklagen; er hat freilich auch nichts geerntet, aber er hat Vorräthe aus den bisherigen guten Jahrgängen liegen; diese Vorräthe werden jetzt theurer, und der Schade ist ersetzt! Wo sind aber die Vorräthe des armen Weinbauers? Ach, die sind schon lange in den Händen der Speculanten, welche dem Landmanne im Herbst, und wenn sie gerade Geld gebrauchen, die Weine um niedere Preise ablaufen, und allein den großen Nutzen ziehen, während dem armen Landmanne kaum die Mühe belohnt wird. Armer, beklagenswerther Winger! —

Est modus in rebus.

Uebertragen, Ueberlegen, Wörter für gemeine Seelen! Wenn Ihr wollt Poeten heißen, dürft Ihr höchstens — nach-
erzählen. J — r.